Redaktion, Administration u. Druckerei:
Kolowratring, Fichtegasse Nr. 11.
Unfrankierte Briefe werden nicht angenommen und Manuskripte in keinem Falle zurückgesendet.

Ankündigungs-Bureau:
Stadt, Wellzeile 20. Insertionspreis nach Tarif. Inserate übernehmen: Witzek, Ann.-Exp. in **Prag und Brünn**; Jos. A. Kienreich, Zeitungs- u. Ins.-Exp. in **Graz**; J. Blockner, A. V. Goldberger, J. Leopold, Jos. Schwarz, Ann.-Exp. in **Budapest**; im Auslande: John F. Jones & Co. in **Paris**, 31 bis, Rue du Faubourg Montmartre; Rudolf Mosse in **Berlin, München, Leipzig**; Haasenstein & Vogler in **Hamburg, Berlin, Frankfurt a. M.** u. **Basel**; Heinrich Eisler, Ann.-Exp. in **Hamburg**; Heinemann & Co., **Köln a. Rh.** u. **Hamburg 36**; Orell Füssli & Co. in **Zürich** u. **Basel**; Neyroud & Sons in **London**; Vertreter für Deutschland, Frankreich, England, Italien etc.: Saarbach's News Exchange, Mainz.

Abonnement für Wien:
Im Hauptverlage, Wellzeile 20: Ganzjährig K. 48.20, monatl. K. 3.60. Mit tägl. zweimaliger Zustellung ins Haus: Vierteljähr. K. 12.60, monatl. K. 4.20.
Einzeln: Morgenblatt 12 H., Abendblatt 6 H., Nachmittagblatt am Montag und nach zwei Feiertagen 12 H.
Für Deutschland einzeln: Morgen- u. Abendblatt 40 Pf. Morgen- und Nachmittagblatt allein je 30 Pf. Abendblatt allein je 15 Pf.

Neue Freie Presse.

Morgenblatt.

Abonnement für das Inland:
Mit tägl. einmal. Postversendung: Ganzj. K. 56, halbj. K. 28, viertelj. K. 14. Mit tägl. zweimal. Postversend.: Ganzj. K. 64, halbj. K. 32, viertelj. K. 16.

Abonnement für das Ausland:
Vierteljährig.
Bei uns (Kreuzband-Versend.): **Deutschland, Serbien** K. 20, f. Staaten d. Weltpostvereines K 22. Bei den Postämtern in **Deutschland** 11 M. 18 Pf., **Schweiz** 14 Fr. 5 Ct., **Belgien** 16 Fr. 40 Ct., **Italien** 14 L. 35 C., **Rumänien** 15 Fr. 95 Ct. **Serbien** 13 Fr. 80 Ct., **Bulgarien** 15 Fr. 65 Ct. **Russland** 5 Rub. 25 Kop., **Griechenland** (b. d. Buchh. Beck & Barth, Athen, od. Zeitgs.-Exp. i. Triest) u. Europ. **Türkei** K. 15.65, Asiat. **Türkei** K. 17.45 **Aegypten** 18 Fr. 32 Ct. **Dänemark** 10 K. 82 Oere. Bei den Agenturen in **Italien**: Saarbachs News Exchange, Mailand, 1, Via Firenze, E. E. Oblieght, Mailand und Rom, Loescher & Co. in Rom 23 Francs 50 Ct.; **Frankreich**: Saarbachs News Exchange, Paris, IXe., 56, rue de la Victoire, Agence Havas, Paris, 29 Fr. 50 Ct.; **England**: Sarbachs News Exchange, London, 16, John Street, Adelphi, Strand W. C., A. Siegle, 30, Lime-Street E. C., London, 19 sh., **Nordamerika**: E. Steiger, 25 Park-Place, G. E. Stechert, 766 Broadway in Newyork, 6 Doll. 40 Cts. Vertr. für Deutschland, Frankreich, England, Italien etc. Saarbach's News Exchange, Mainz, Heinemann & Co., Köln a. Rh.
Für die an Agenten, Austräger oder Verschleisser bezahlten Beträge leisten wir keine Garantie.

Nr. 15974. Wien, Dienstag, den 9. Februar **1909.**

Wien, 8. Februar.

König Eduard kommt im achten Jahre seiner Regierung zum erstenmal nach Berlin. Er war in Kiel, Wilhelmshöhe und Cronberg und ist heute, um den Besuch des Kaisers Wilhelm zu erwidern, mit der Königin Alexandra nach Berlin gereist. Die Hauptstadt des Deutschen Reiches schmückt sich mit Tannenzweigen und hohen Mastbäumen, um die sich Kränze winden. Flaggen und Girlanden bringen bunte Farben in das Bild der Straßen, und das Volk wird den König und die Königin mit allen Rücksichten der Gastlichkeit empfangen und für einige Tage zu vergessen suchen, wie viel Bitterkeit die letzte Zeit zwischen Deutschland und England aufgehäuft hat. Monarchenbesuche sind ähnlich in der Form und doch so verschieden im ganzen Inhalt. Zuweilen bedeuten sie die Kristallisierung, das Zusammenfassen einer Fülle von Erscheinungen und des höchsten politischen Inhalts. Dann wieder können sie nur eine äußerliche Höflichkeit sein, ein Schaustück, hinter dem sich nichts verbirgt. Das Spalier, das Volk, um dessen Schicksal, um dessen Leben und Frieden es sich vielleicht handelt, sieht die stolzen, trabenden Karossen, den militärischen Glanz und Dekor, und weiß nicht, was sein Gast ihm bringt. Vielleicht leere, süße Formeln, glattes Abwandeln des Zeremoniells, nette Figuren in der Ordnung der Höflichkeit, die kein Wort, keine leiseste Ahnung wahrer Gesinnung enthalten. Vielleicht aber ist es höchst Bedeutendes, vielleicht ein Neues, das mit einem mächtigen Stoß die Verhältnisse umstürzt und ändert. Das ist immer so mit allem, was heimlich geschieht, wo die Volksvertretung, die Oeffentlichkeit schüchtern nur von außen hineingucken und lugen darf, wo die Auseinandersetzung auf Grundlagen geschieht, die wenige kennen, ein Hasten und Aengsteln, ein Forschen und Suchen, das unnatürlich wirkt, wie jeder Akt, der an die persönliche Politik vergangener Zeiten erinnert. Wo alles oft auf der geschliffensten Schneide steht, alles Glück, aller Wohlstand, das Schicksal von Generationen, das Leben und die Ehre von Millionen, da sieht man Wagen mit goldenen Rädern, mit Panzerreitern begleitet, durch die Straßen rollen. Die Monarchen küssen und umarmen sich mit Herzlichkeit. Sie fahren zum Schloß durch die Menge, die zum Sehen gekommen ist. An der Galatafel in glitzernder Gesellschaft erhebt jeder das Glas zum Wohl des andern. Mit Friedensworten, feierlich laut gesprochen, verkünden sie Freundschaft und Zuneigung. Damit erschöpft sich sehr oft das äußere Bild schicksalsvoller Tage. Das ist die äußerlich erkennbare Bilanz schwerer Abrechnungen und tiefgehender Verstimmungen.

Vielleicht selten ist dieser Kontrast zwischen Draußen und Drinnen, zwischen dem Schein und der Wirklichkeit schärfer in die Augen gesprungen als bei den letzten Begegnungen zwischen Kaiser Wilhelm und König Eduard. Welche Herzlichkeit in den Worten König Eduards, als er in London im vorigen Jahre unter dem Jubel der Bevölkerung den deutschen Kaiser empfing! Damals wünschte er innigst Gedeihen und Glück dem großen Reich, das Kaiser Wilhelm regiert. In Wilhelmshöhe herrschte, wie allgemein bemerkt wurde, höchste Freundlichkeit zwischen den Monarchen. In Friedrichshof in diesem Jahre wurde sofort aus dem Benehmen auf ein Nachlassen der Spannung zwischen beiden Staaten geschlossen. Aber die Wahrheit! Auch dieses Jahr hat keine wirkliche Entspannung, kein Erschlaffen des mißtrauischen Verhältnisses zwischen Deutschland und England gebracht. König Eduard, das sickerte langsam durch, wurde in seiner Forderung auf Beschränkung der deutschen Flottenrüstungen vom Kaiser Wilhelm in Friedrichshof, in Ischl vom Kaiser von Oesterreich zurückgewiesen. Das betäubende, aufreizende Maschinenknattern aus all den Zeitungsgewehren, die Rede Lord Roberts über die Invasion, das alles ist Merkmal einer Stimmung, die sich in zorniger, heißer Wucht über Oesterreich-Ungarn entladen hat, als Bosnien annektiert wurde. Wo immer ein kleiner Glutherd gegen Oesterreich und gegen Deutschland zu schwelen begann, da griff mit eigentümlich hellseherischer Hand ein Teil der englischen Presse hin: anfeuernd, die Kohlen aufmischend, neues Holz hinzutragend. Während König Eduard nach Berlin fährt, um den deutschen Kaiser zu grüßen, wird England vom Flottenfieber geschüttelt und verlangt weitere Verstärkung einer Angriffsmasse, die sich zur deutschen verhält, wie etwa zweiundvierzig zu neunzehn! Dazu ist, von Lord Roberts geweckt, das Armeefieber gekommen. Das alte Lied der blue waterschool, der Schule des blauen Meeres: wir haben die Schiffe, die Männer, wir haben auch das Geld, die Worte dieses Liedes genügen der phantastischen Angst, dem noch nie dagewesenen Pessimismus nicht mehr. Eine Armee braucht England, die eine Million Streiter enthält. Es reizte Frankreich bei den kleinen Zwischenfällen, die der marokkanische Konflikt nachzieht, es reizte Serbien zu einem Uebermut gegen Oesterreich-Ungarn, daß alle Nerven zu zucken und das Blut zu wallen beginnt. England und Deutschland, diese Löwen, unter deren Kraft der Erdball beben müßte, zeigen sich die Pranken, vollgespickt mit schneidenden Krallen, die Rachen, deren Reißzähne Armeen bedeuten....

Und doch hätte gerade dieses Jahr einen Moment bringen können, wo die Scheidewand, der sinnlose und gefährliche Gegensatz, die Feindschaft, der kein Gegensatz auf der ganzen Welt, kein Beispiel aus der Geschichte der beiden Staaten entspricht, sich hätten mildern können. Nach der Veröffentlichung des Interviews im „Daily Telegraph". Als da ein Widerstand in ganz Deutschland losbrach gegen den Kaiser, der behauptete, die Mehrheit der deutschen Bevölkerung sei England feindlich gesinnt, als die selbstherrliche, stolze Art des Herrschers sich vor dem Einklang des Tadels beugen mußte, damals hätte England, wenn es Augen hätte, zu sehen, sehen müssen, daß ein Irrtum, ein ewiger, fataler, unausrottbarer Irrtum es beherrsche über die Gesinnung und den Willen des blutsverwandten, mit tausend zartesten und edelsten Nervenfasern der Kultur und Kunst mit ihm verwachsenen Volkes. Deutschland hat wenig Kolonien und hat noch wenig Erfahrung über die Verwaltung von Kolonien. Es ist vollauf beschäftigt mit der inneren Durchbildung eines Körpers, der viel zu arbeitsüberlastet, viel zu gesund in der Bewegung von Millionen gestählter, werkfreudiger Muskeln ist, als daß er den Aderlaß eines Krieges ohne die tiefste Schädigung vertragen könnte. Ein Krieg zwischen England und Deutschland wäre ein Präventivkrieg grauenhafter Art, einer jener Kriege, die Bismarck so oft nachdrücklich gebrandmarkt und verdammt hat, ein Krieg, dem keine Feindschaft der Völker moralischen Wert zu geben sucht, sondern ein Blutkrieg und ein Verbrechen.

Darin, in den Volksnotwendigkeiten, nicht in den Volksstimmungen, liegt der Trostpunkt in dieser Wunde, an der Europa krankt. England leidet auch an der Erschöpfung des Geldes, das Arbeitslosen und hilflosem Alter zukommen soll und von der hysterischen Gier der Kriegspartei aufgesaugt wird. Selbst Frankreich, der Verbündete, mit einer Kapitalsfülle wie kein anderer Staat, hat mehrmals leise, aber deutliche Biegungen von der heftigen Stoßtaktik englischer Politiker weg vollzogen und mahnt öfters zur Beruhigung und zum Maßhalten. Dennoch ist die Gefahr so groß wie früher. Oesterreich hat es donnern und blitzen gefühlt, in diesem Jahr, wo die Stöße nach Süden hin fortgesetzt wurden, wo der deutsche Einfluß in Konstantinopel vom englischen überschattet und alle Leidenschaften der Balkanstaaten gereizt wurden. Das hat sich in der letzten Zeit ein wenig gebessert, und trotz des Eindrucks, den die fortwährend genährte Angst vor Invasionen hervorruft, und trotz der sogar auf der Bühne täglich verkündeten Behauptung, daß Deutschland der Feind sei, sind die Besonnenen doch nachdenklich geworden. Noch sind die großen Massen des Volkes in England und in Deutschland von dem Haß unberührt, der nicht in die Tiefe gedrungen ist, sondern mehr von einer Gruppe einflußreicher Politiker genährt wird. Die Umkehr ist sicher noch möglich, und die ganze Welt würde sie wie das höchste Glück für die Kultur begrüßen. Möge König Eduard in Berlin wirklich der Friedensstifter sein.

Der Gast wird sicher empfangen werden, wie große Völker und große Städte Monarchen großer Reiche empfangen. Er wird die Wucht des neuen Berlin, das Leben sehen, das bis in die Tiefe der Nacht rauschend, tätig, eilig und machtvoll flutet, die Adern des Verkehrs, die wirbelnd und schäumend Nahrung mit sich führen. König Eduard ist von so tiefer Klugheit, ein rascher Entwirrer verwickelter Probleme. Muß er nicht in dem deutschen Leben dieser Großstadt, der das ganze Reich in Betriebsamkeit gleicht, den tief innewohnenden Wunsch und die Notwendigkeit des Friedens sehen? Und wird er selbst nicht an dem Ernst, der das deutsche Leben durchdringt, erkennen, daß hier kein maßloser Ehrgeiz der englischen Nation jemals Gefahr bringen kann? Er muß fühlen, daß ein Friedenswort des Friedenskönigs den stärksten Widerhall fände und daß die Herzlichkeit sofort wieder herausbrechen würde, wenn nur das alte Vertrauen sich wieder herstellen ließe. Deutschland wird bald das vierzigjährige Jubiläum eines nicht unterbrochenen Friedens seit dem Beginn seines letzten Krieges feiern können. Diese vierzig Jahre geben ihm den Anspruch, ein Friedensvolk genannt zu werden. Aber

Die heutige Nummer enthält:

„Verkehrs- und Industrie-Zeitung": „Die drahtlose Telegraphie als Lebensretterin." Von **Hofrat Kareis. „Die Entwicklung des Schnellzugsverkehres."** Von **V. G. Boßhardt. Miszellen.** Seite 21 bis 23.

Aus dem Armee-Verordnungsblatt. Seite 25.

Ferner:

Die 5. Fortsetzung von **„Das Kind von Goslar"** von **Adolf Wilbrandt.** Seite 24.

Feuilleton.

Catulle Mendès.

Von Hermann Bahr.

Es wird an die vierzig Jahre her sein, daß auf den Höhen von Montmartre ein junger Mensch saß, dem es sehr wohl tat, dem jungen Bonaparte zu gleichen, dem von Arcole; und wenn er abends von seinen Akten aus dem Amt in seine Dachkammer heimkam und vor sich hin im Dichten glücklich war, quälte ihn die Einsamkeit seiner ausgesetzten Jugend so, daß er sich einmal in der Nacht nicht mehr anders zu helfen wußte, seine sämtlichen Verse nahm und zusammenband, um sie einem zu schicken, den er sehr verehrte, weil der auch noch ganz jung, aber schon beinahe berühmt war. An den schrieb er und trug ihm sein Herz an und ging nach ein paar Tagen dann selbst zu ihm hin, in eine ziemlich phantastische Wohnung, die hauptsächlich nur mit einem stattlichen Divan und einer darauf ununterbrochen Zigaretten rauchenden, rot rauschenden Dame möbliert war. Und als nun der schüchterne Bonaparte vor den schon beinahe Berühmten trat, fand er ihn so bezaubernd schön, daß er alles vergaß, was er ihm gerne gesagt hätte, und ihm nur stammelnd versicherte: „Ich wollte Ihnen nämlich bloß sagen, daß Sie ein Dichter sind!" Der andere, sich königlich reckend und die Seide seiner blonden Locken schüttelnd, antwortete: „Aber Sie auch! Ich habe Ihre Sachen schon gelesen. Auch Sie sind ein Dichter!" Dieser andere, mit den Sonnenstrahlen in seinen jungen Augen so schön, wie man verliebte Pagen malt (oder damals gemalt hat, vor diesen vierzig Jahren), war Catulle Mendès, und er hat selbst so gern erzählt, daß er dann den bleichen schüchternen François Coppée in seine Arme schloß, womit denn, setzte er feierlich hinzu, ein neues Kapitel der französischen Literatur eröffnet und die Schule der Parnassiens begründet war. Denn bald kam ihnen Zuzug. Sully Prudhomme kam mit dem umwölkten Blick, le poète touché par la science et qui en meurt, wie Zola gesagt hat. Und der fahrige Albert Glatigny kam, ein Faun in einer zerfransten Nankinghose und mit dicken Metallknöpfen an einer kornblumblauen Jacke. Und der wilde Villiers de l'Isle Adam, der Dichter der Contes cruels, ein Drittel Chopin und zwei Drittel Edgar Poë, immer von Schulden gehetzt, weshalb er einmal Napoleon ersuchte, ihn doch zum König von Griechenland zu machen, damit er doch endlich sein sicheres Auskommen hätte und ungestört in Ruhe dichten könnte. Und der schwermütige Leon Dierx kam, mit Albert Mérat und Léon Valade, den unzertrennlichen Sängern der Landschaft um Paris. Und der glühende Kubaner José Maria de Heredia mit seinen tropischen Versen und der spleenige Ernest d'Hervilly und der saftige Armand Silvestre und Stephan Mallarmé der Dunkle, priesterlich an Gesten und Reden, Spieler mit Geheimnissen; und auch einer kam zu den Posten, der dann ein großer Dichter wurde, Verlaine. Und das ganze zusammen hieß man den Parnaß. Oder man nannte sie auch die „Impassibles", nach einem Vers Glatignys an Théophile Gautier und weil Mendès einmal erklärt hatte:

„La grande Muse porte un peplum bien sculpté
Et le trouble est banni des âmes qu'elle hante."

Selber nannten sie sich Neuromantiker. Von Gautier leiteten sie sich her, wollten aber keine Schule sein, sondern nur eine Gruppe, weil Mendès, um den sie sich scharten, der Meinung war, es hätte von je in allen Literaturen immer nur zwei Parteien gegeben, die der Leute, die Talent haben, und die der anderen. Wenn sie aber also kein Programm hatten, sondern jeder sich freihielt, so hatten sie dafür eine Religion, sie hatten den Glauben an die Vollkommenheit der Form, und ein wohl geratener Vers galt ihnen mehr als die höchste Tat und alles Erdenglück. Der Künstler schien ihnen von Gott unter die Menschen geschickt, um ihre Sprache so leuchten und tönen und duften zu lassen, daß sie dadurch über alles Mißgeschick der Welt getröstet wären. Die Gegner schätzten es weniger und hießen es le culte des vers bien faits qui ne veulent rien dire. Und gegen sie ist damals schon alles gesagt worden, was seitdem den „Artisten" und „Aestheten" unermüdlich wiederholt wird. Deren Erzväter sind sie gewesen. Denn während drüben auf dem anderen Ufer der Seine schon der junge Gambetta seinen Haß auswarf, fanden sie alles wunderschön auf der Erde, sobald man es nur mit einem auserlesenen Adjektiv versah, und bekannten sich zu dieser Moral: Une phrase bien faite est une bonne action.

Mendès ist ihr treu geblieben. Er hat große, schwere Romane und jene ganz kleinen, eiligen, wie Mädchenlippen winkenden Novellen und romantische Dramen

der jetzige Zustand der fiebernden Friedlichkeit muß die Wunden zum Eitern bringen, zerreißt alle Verbände und bringt die Gefahr, den trefflichen, sonst so kühlen und kühnen, so hellängig optimistischen Charakter des deutschen und englischen Volkes zu verbittern. Kein größeres Glück kann Europa werden, als wenn die jetzige Unterredung des deutschen Kaisers mit König Eduard dieser Erkenntnis endlich Wurzel schaffen würde. England würde den wie einen Strafford moralisch enthaupten, der das Unglück eines Krieges mit seinem besten Abnehmer verschulden würde, sobald es zur Besinnung käme und die Folgen blutig vor sich liegen sähe. König Eduard möge so sein, wie sie ihn nennen — der Friedensstifter! Oesterreich-Ungarn begleitet seinen Besuch in Berlin mit sympathischem Interesse und hat den lebhaften Wunsch, daß die Festtage in Berlin dazu beitragen mögen, eine Gefahr von der Menschheit zu entfernen, neben der alle Sorgen des Balkans doch nur Kleinigkeiten sind. Die beiden großen Völker, die starken Träger der modernen Zivilisation, sollten sich besser verstehen und finden.

† Adolf Stöcker.

Wien, 8. Februar.

Im Alter von vierundsiebzig Jahren ist heute der Hofprediger Adolf Stöcker gestorben. Der Name Adolf Stöcker ist mit einem traurigen Stück der parlamentarischen und politischen Geschichte des Deutschen Reiches verknüpft. Ein Ehrenblatt der deutschen Parteiengeschichte wird es gewiß nicht sein, auf dem das Wirken Adolf Stöckers verzeichnet sein wird. Ist doch Stöcker der erste Agitator der antisemitischen Bewegung und ihrer brutalen Propagandaformen, der Begründer ihrer Versammlungstechnik und ihrer Demagogenmanieren geworden, und der Prediger am Hofe dreier deutscher Kaiser hat als einer der ersten die Zugkraft der christlichsozialen Schlagworte erkannt, die er in rauchige Wirtshaussäle hinaustrug. Mit donnernder Stimme verkündete der hochgewachsene Mann das Evangelium der antisemitischen Aufreizung, welches später über die Grenze geholt wurde, wo die Stöckersche Technik, die brutalsten Instinkte sozialreformatorisch zu verhüllen, noch vervollkommt wurde. Bei den deutschen Reichstagswahlen des Jahres 1881 sah man in Berlin zuerst Agitatoren, die durch Blumenschmuck ihre Angehörigkeit zur antisemitischen Partei nach außenhin dokumentierten; farbige Plakate trugen die Aufschrift: „Wählt keine Juden!", und Individuen zogen durch die Straßen, welche an der Brust und auf dem Rücken Plakate trugen, die der Welt zuriefen: „Wählt keine Judenknechte!" Das war der bescheidene Anfang der später so reich ausgestalteten antisemitischen Wahlinszenierung. Dieses Berliner Muster war das Vorbild, das bald auch bei uns nachgeahmt wurde. In Adelsschlössern Böhmens und Mährens fand das Stöckersche christlichsoziale Programm eifrige Anhänger, seine destruktive Kraft wurde bald erkannt, und besonders seitdem das Stöckersche Programm schwarzgelb angestrichen worden ist, hat es zahlreiche Anhänger gefunden. An Stelle des einen christlichsozialen Hofpredigers sind bei uns später Hunderte von christlichsozialen Kaplänen getreten. . . .

In den Siebzigerjahren begann Stöcker seine Tätigkeit mit der Gründung einer christlichsozialen Arbeiterpartei. Männer wie Wichern, Huber hatten vorgearbeitet; in den katholischen Kreisen Deutschlands wurden ähnliche Ideen durch die Görresgesellschaft verbreitet und wirkten aus diesen Kreisen ins Weite. Stöcker nahm sich der christlichsozialen Ideen als Agitator an, veranstaltete in Berlin große Versammlungen, donnerte und polterte und stattete seine Reden mit aufreizender Kraft aus. Die christlichsoziale Arbeiterpartei, die mit kirchlicher Hilfe die Sozialdemokratie überwinden sollte, verwandelte Stöcker bald in eine christlichsoziale Partei, da der erwartete Zuzug aus Arbeiterkreisen ausblieb, und die Ausbildung dieser Partei in konservativer und antisemitischer Richtung verschaffte ihr in kleinbürgerlichen Kreisen große Gefolgschaft. Das Schauspiel, den Hofprediger Kaiser Wilhelms in Wirtshäusern als Volksredner auftreten zu sehen, erregte in den ersten Jahren die größte Sensation, da auch die Methoden des hoffähigen Demagogentums damals noch sehr wenig entwickelt waren. Der alte Kaiser hatte jedenfalls für Stöcker und die Form seines Auftretens keine übermäßigen Sympathien. Authentisch sind wir darüber unterrichtet durch eine Aufzeichnung des Fürsten Hohenlohe, der am 29. November 1880 in sein Tagebuch eintrug: „Heute um 11 Uhr war ich beim Kaiser. . . . Wir kamen auf die Judenfrage. Der Kaiser billigt nicht das Treiben des Hofpredigers Stöcker, aber er meint, daß die Sache im Sande verlaufen werde, und hält den Spektakel für nützlich, um die Juden etwas bescheidener zu machen." Diese Verurteilung des Treibens Stöckers ist durch einen Zug patriarchalischer Gemütlichkeit wohl etwas gemildert, für den milden und gütigen Herrn jedoch scharf genug. Kräftiger freilich packte Bismarck den agitierenden Hofprediger. „Ich konnte mich für Stöcker nicht erwärmen," erzählte Bismarck später, „weil bei ihm wie bei allen politischen Agitatoren im geistlichen Gewande, seien sie protestantisch oder katholisch, immer wieder die mehr oder weniger verhüllte Absicht zu Tage tritt, die weltliche Vorsehung zu spielen und die Regierung in ihrem Herrschaftsberufe unterzukriegen. . . . Ich will von solchen Bestrebungen nichts wissen, weil auch unser Volk dabei schließlich nur schlechter fahren würde." Freilich, an offenen und heimlichen Gönnern am deutschen Kaiserhofe konnte es Stöcker nicht gefehlt haben, da man seiner Agitation keine Hindernisse in den Weg legte. Es gab schon damals eine Hofpredigerpartei am Berliner Hofe, die seit dem Ende 1887 die Legende nährte, Prinz Wilhelm und seine Gemahlin seien Anhänger der Stöckerschen Ideen. . . .

Nach dem Tode Kaiser Wilhelms, als Kaiser Friedrich todkrank den Thron bestieg, schienen für Stöcker böse Tage anzubrechen. Unter Kaiser Friedrich fand mit Zuziehung hoher Beamter und Offiziere ein Kronrat zu Charlottenburg statt, auf dem sich die meisten Anwesenden für die sofortige Beseitigung Stöckers erklärten. Nur Bismarck widersprach. Er wollte, daß man Stöcker vor die Wahl stelle, ob er seine Stellung als Hof- und Domprediger behalten oder aber die öffentliche Agitation fortsetzen wolle. Der Ansicht Bismarcks stimmte auch Kaiser Friedrich bei, und vor die Wahl gestellt, sein Hofamt zu verlieren oder seine Agitation einzustellen, wählte Stöcker das letztere. Allein nicht nur die Volksausgabe der christlichsozialen Beredsamkeit wußte Bismarck unschädlich zu machen, auch die Salonausgabe, als er sein Veto dagegen einlegte, daß Prinz Wilhelm, der künftige Thronerbe, die Matineen beim Grafen Waldersee besuchte. Bismarck war nun der Feind, gegen den sich Stöckers Haß kehrte. Der war allerdings zu groß, als daß man ihn von vorne hätte anfallen können. Deshalb sollten ihm Schlingen gelegt, das Verhältnis zwischen ihm und dem jungen Kaiser, der dem siechen, blonden Germanenhelden nachfolgte, vergiftet werden. Man kennt das berühmte Rezept der Stöckerschen Giftmischerei, den Scheiterhaufenbrief, den Stöcker an den edlen Freiherrn v. Hammerstein, Stöckers Beichtkind, den „teuren Gottesmann" richtete: „Merkt der Kaiser, daß man zwischen ihm und Bismarck Zwietracht säen will, so stößt man ihn zurück. Nährt man in Dingen, wo er instinktiv auf unserer Seite steht, seine Unzufriedenheit, so stärkt man ihn prinzipiell, ohne ihn zu reizen. Er hat kürzlich gesagt: Sechs Monate will ich den Alten — Bismarck — verschnaufen lassen, dann regiere ich selbst. Bismarck hat selbst gemeint, daß er den Kaiser nicht in der Hand behält. Wir müssen also, ohne uns etwas zu vergeben, doch vorsichtig sein. . . ." Am 14. August 1888 wurde dieser Brief Stöckers geschrieben; zwei Jahre später wurde Bismarck entlassen. Das Stöckersche Rezept hat seine Wirkung getan. Wohl hatte Kaiser Wilhelm sofort nach seinem Regierungsantritt Stöcker öffentlich abgeschüttelt und im Falle Harnack deutlich seinen Gegensatz zur Hofpredigerpartei gezeigt; auch wurde Stöcker noch vor Bismarcks Sturz seiner Stellung enthoben, als seine Zeitung, „Das Volk", welfische Ideen propagierte; aber wenngleich Stöcker unschädlich gemacht wurde, seine Partei am Hofe arbeitete nach seinen Ideen weiter fort, seine Antipathien und sein Haß hatten sich auf andere übertragen, und wie Bischof Nikolaus' Ideen in Ibsens „Kronprätendenten" auch nach seinem Tode fortwühlen, zersetzend, zerstörend weiterwirken, so lebten Stöckers Gedanken nach seinem Sturz am Berliner Hof weiter fort, und am 17. März 1890 erschien Kabinettsrat Lucanus im Reichskanzlerpalais, um das Abschiedsgesuch des Fürsten Bismarck einzufordern. . . .

Nun ist Stöcker gestorben, eine starke und leidenschaftliche Natur, ein Mann aus festem Holz, ein Fanatiker voller Glut und Haß, der die Kraft besaß, parteibildend aufzutreten und am Hofe und im Kleinbürgertum, unter Prinzen und unter Handwerkern Anhänger zu gewinnen. Dauernde Erfolge hat der demagogische Hofprediger mit seinem christlichsozialen Programm in Deutschland allerdings nicht erzielt. Es bedurfte erst der Versetzung des Stöckerschen Baumes in österreichischen Boden, damit er stärkere Wurzeln trieb. Hier freilich ist er dann hoch aufgeschossen. Die gelehrigen Schüler Stöckers sitzen heute im Gemeinderat und in der Landstube, in allen öffentlichen Vertretungskörpern; Schüler Stöckers wollen Ministerportefeuilles, Schüler Stöckers stürzen sich auf Subventionen und Lieferungen; andere predigen das Evangelium Stöckers von der Kanzel, wieder andere agitieren in den Salons des Hochadels und gehen in den alten österreichischen Barockpalästen ein und aus. Bei uns erst ist Stöcker zu den rechten Ehren gekommen und die Begeisterung für die Ueberzeugungen Stöckers ist fast identisch mit patriotischer Gesinnung. In Oesterreich wird Stöcker gewiß noch manches Jahr weiterleben.

Die Todesnachricht.

Berlin, 8. Februar.

Der frühere Reichstagsabgeordnete Hofprediger a. D. Adolf Stöcker ist in Bozen gestorben.

* * *

Wien, 8. Februar.

Der Mann der „Stöckerei und Muckerei" ist tot. Politisch war er's schon seit Jahren, nun ist er wirklich hinüber. Geboren am 11. Dezember 1835 in Halberstadt, hat er das 73. Lebensjahr überschritten. Anfang November vorigen Jahres legte er aus Gesundheitsrücksichten sein Reichstagsmandat nieder. Nachdem er in Halle und Berlin studiert, wo er Korpsstudent gewesen, nahm er in Ostpreußen eine Hauslehrerstelle an und ging dann auf längere Reisen. Wir finden ihn 1863 als protestantischen Pastor in Seggerda bei Halberstadt, drei Jahre später in Hammersleben und 1871 als Divisionspfarrer in Metz. Im Jahre 1874 erfolgte seine Ernennung zum Hofprediger in Berlin, welchen Posten er sechzehn Jahre innehatte! Sein Abschied erfolgte 1890, kaum zwei Jahre nach dem Regierungsantritt Wilhelms II.

Stöcker hatte sich überlebt. Seit Jahren schon zehrte er vom alten Ruhme. Verhältnismäßig spät, mit vierzig Jahren erst, begann er seine politische Laufbahn als Spezialist der kirchenpolitischen Agitation, die ihm mehr Niederlagen als Erfolge bringen sollte. Er war mitten hinein in die unruhigste Zeit der jungen Reichshauptstadt gekommen. Eben regte die Sozialdemokratie die Glieder. In dem neuen Hofprediger hatten die Führer der sozialistischen Arbeiterbewegung in Berlin einen gefährlichen Gegner, dessen Feuereifer und häufig von witzigem Spott durchsetzte Beredsamkeit auf die Arbeiterversammlungen eine starke Wirkung ausübten. Wenn Stöcker im Eiskeller oder in der Tonhalle sprach, war's zum Erdrücken voll. Aber er beschränkte sich nicht auf den Kampf gegen den Sozialismus. Es wird ihm für lange angekreidet bleiben, daß er einen Streit vom Zaune brach, unter dem heute noch die evangelische Kirche leidet. Stöcker schuf nämlich erst, zunächst in Berlin, den Gegensatz zwischen Rechts und Links in der Kirche. So wurde er der geistige Nährvater der orthodoxen Bestrebungen. Die liberalen Elemente verfolgte er nahezu mit Haß.

Adolf Stöcker ging unter die Parteigründer. Gegen die Sozialdemokratie, gegen den kirchlichen Liberalismus und gegen das Judentum entstand Ende der Siebzigerjahre die christlichsoziale Partei, die Partei Stöcker. Ihrem Gründer schwebte, wie seine Freunde sagten, eine soziale Reform vor, die nur der monarchische, auf dem Boden des Christentums gegründete Staat herbeizuführen vermöchte. Seine kirchenpolitischen Anschauungen hat Stöcker in seinem Buch: „Wach' auf, evangelisches Volk!" niedergelegt. Die hochtragenden Hoffnungen ihres Gründers hat die christlichsoziale Partei nicht erfüllt. Sie zerbröckelte wieder, aber Stöcker selbst trat in die Glanzjahre seines trügerischen politischen Ruhmes, der 1884 seinen Höhepunkt erreichte. Er wurde als geborener Volksredner volkstümlich und besaß gleichzeitig das Ohr der Hofkreise. Unbestreitbar ist, daß er seine Erfolge oft durch agitatorischen Mißbrauch erkaufte, dafür aber ging er auch an diesen Mißbräuchen zu Grunde.

In das parlamentarische Leben trat Stöcker im Jahre 1879 ein, als er zum erstenmal im Wahlkreise Bielefeld-Halle-Herford ins preußische Abgeordnetenhaus gewählt wurde. Er schloß sich der konservativen Partei an. Vom Jahre 1881 bis 1893 war er auch Mitglied des deutschen Reichstages, dem er seit 1898 wieder angehörte. 1896 erklärte er seinen Austritt aus der deutschen konservativen Partei sowie aus dem Evangelisch-sozialen Kongreß und wurde Mitbegründer der Kirchlich-sozialen Konferenz. Er war auch Vorsitzender der Berliner Stadtmission, Mitglied des General-Synodalvorstandes.

Es kam eine Zeit, wo Stöckers Antisemitismus, den der edle Kaiser Friedrich eine Schmach für Deutschland nannte, zur Hetze wurde, und für diese Stöckerei versuchte man den jungen Prinzen Wilhelm zu gewinnen. Mit dem 1888er Thronwechsel kam jedoch der Niedergang der Stöckerschen Sonne. Die christlichsoziale Gefolgschaft war zusammengeschmolzen und in Hof- und Gesellschaftskreisen entstand eine starke Gegenströmung. Aus dem Munde Kaiser Wilhelms II. fielen scharfe Worte gegen die sozialen Pastoren und Stöcker gab seine Demission als Hofprediger. Seine kirchlichen Freunde errichteten ihm hierauf einen eigenen Predigtsaal auf dem Grundstück der Berliner Stadtmission. Vielleicht hätte man dem quieszierten Hofprediger verschiedene Verfehlungen, deren er sich im weiteren Verlaufe seiner allmählich verlaufenden Agitation schuldig machte, nachgesehen, hätte der Mann die Begriffe von Christlichkeit und Liebe nicht gar so oft im Munde geführt. Seine Redekunst, die sich so heftig gegen die Sozialisten gekehrt, hat dieser Partei unfreiwillig manchen billigen Triumph eingetragen. Wissende behaupten übrigens, dieser Sozialistenhaß Stöckers sei nur ein Vorwand gewesen. Seit 1887 war Stöcker Herausgeber der „Deutschen evangelischen Kirchenzeitung".

Vor einiger Zeit hieß es, Stöcker sei mit dem Klingelbeutel für seine verlöschende Partei durch die Lande gezogen und habe eine namhafte Summe aufgebracht, über deren Verwendung er nur geheimnisvolle Andeutungen gab. Sein Einfluß hatte sich zuletzt so sehr vermindert, daß er in seinem Wahlkreise Siegen dem Lizentiaten Mumm, den er als seinen politischen Erben bezeichnete, das Mandat nicht zu erhalten vermochte. Jetzt ist Adolf Stöcker seiner Partei in die dunkle Nacht nachgefolgt.

---

und leichtfüßige Feerien und ein paar tausend Kritiken geschrieben und hat in allen doch jeden Tag immer wieder nur dasselbe gesagt: sein ungeheures Entzücken an der Wollust, die die Sprache mit unerschöpflicher Zärtlichkeit dem gewährt, der sich zu ihrem Herrn gemacht hat. Und in diesem Herrengefühl hats ihn auch immer so gereizt, jede Wirklichkeit zu vergewaltigen, um zu zeigen, wie stark das Wort ist, stärker als die Welt, die doch den Adjektiven gehorchen muß. Deshalb hat ihn Lemaitre einen Dekadenten genannt, anders, als man sonst das Wort heute meint: Le vrai décadent, le décadent classique, le décadent gréco-latin, plein de science et d'artifice. Alles an ihm ist künstlich, denn er holt es aus den Worten. Er hat eine Freude, die Natur zu beschämen, durch Einfälle, auf die sie nicht kommt. Es reizt ihn, wider die Natur zu sein. Er wird eine Eiche nie Eicheln tragen lassen, sondern die Lust seiner Kunst besteht darin, uns einzureden, wie witzig es von der Eiche wäre, Aprikosen zu tragen. Nonnen deklamieren bei ihm Petrarca, und dies so, als wärs aller Nonnen gottgewolltes Amt; wenn er eine kleine, lieb verdorbene Grisette von Belleville zeichnen will, setzt er sie auf den blutigen Thron von Bologna, als wäre dies der Grisetten angestammter Sitz; und seine Kunst ist es, alle stets das tun zu lassen, was nicht zu tun in ihrer eigentlichen Natur ist.

Eins aber wollen wir Deutschen ihm nie vergessen. Dieser Dekadent, dieser Spieler mit allen Künsten, dieser ewige Jüngling in einer greisen Literatur, ist der treueste Schwertträger gewesen, den Richard Wagner in Frankreich gehabt hat. In einer Zeit, als es noch gefährlich war, ist er für Wagner durch das Land gezogen, immer voran im Gedränge. Mit einer Leidenschaft aus dem Herzen, die ihm sonst fremd war. Mit einem Aufruhr der Seele, als ob er ein einziges Mal im Leben sich doch auch hingeben, verlieren, aufopfern müßte. Für Richard Wagner ist dieser Artist, einmal in seinem Leben, zum Kämpfer und zum Helden geworden.